

ARTPOP

Kein Ton unversehrt

«Monsters», das beeindruckende zweite Album von Sophia Kennedy, steckt voller wunderschöner Ornamente und fragwürdiger Sounds.

VON MARKUS SCHNEIDER



Kein besonderes Interesse an Reinheitsfragen: Sophia Kennedy. FOTO: BENJAKON

Die Sängerin liegt gefesselt am Strand. Tiere werden kommen, singt sie, und gierig auf ihren Leib am Boden starren. Sie werden an der Haut zerrn und an den Knochen nagen, bis diese nur noch bleich in den Himmel grinsen. Es wird kein Schmerz mehr sein, raunt ihre Stimme mit dunkler Ergebenheit nah an unsrem Ohr: «Ich werde lange Zeit fort sein.» Als habe jemand die Saiten falsch aufgezogen, leierte die Musik dazu, die Stimme verwischt in Schichten, bis sie als hell verfremdeter Geisterchor über einem bösen Synth-Bass wie aus sumpfigen Lagunen schwebt.

Mit dieser romantischen Horrorszene führt Sophia Kennedy in ihr zweites Album ein: Es heisst «Monsters» und erzählt von Ängsten und Unschärfen, vom Taumeln der Vernunft und auch vom Tod – Schicksal ist geschehen, Leben wird gelebt, Menschen sind gestorben, der Vater, die Grosseltern.

Beherrztes Regelbrechen

Der erste Titel, «Animals Will Come», setzt den Ton für einen unstillen Trip aus dreizehn Liedern, deren roter Faden aus ständiger Gestaltwandlung entsteht. Kennedy wirbelt durch Genremotive und Zitate, kein Ton bleibt unversehrt, kein Instrument rein, und die Melodien brechen beherzt harmonische Regeln – ein schönes Beispiel für den heutigen Artpop, der sich nicht mehr an der Logik von Genres und Geschichte orientiert, sondern an der horizontalen Ordnung der Netzarchive und Playlists.

Die 31-jährige Sängerin, Musikerin und Produzentin wurde in Baltimore, Maryland geboren und kam mit neun nach Göttingen, später studierte sie Film in Hamburg. Als 2017 das mit ihrem Namen betitelte Debüt erschien, hatte die Musik für sie längst Priorität, aber die szenische Anlage in Text und Sound war nicht zu überhören. Schon damals interessierte sich Sophia Kennedy nicht besonders für Reinheitsfragen. Ihren quirligen Pop baute sie gleichermaßen aus analogen und digitalen Quellen, legte Beats unter klassische Songstrukturen, mit deutlichen Verweisen auf Broadway, Disney und Beach Boys.

Auch diesmal folgt die Stimme der Dramaturgie, aber wie den Sound gestaltet Kennedy auch ihren Gesang freier aus. Er erscheint in vielerlei – höchst überzeugenden – Ausprägungen: mit dunklem Timbre, damenhaft hell,

wie ein verängstigter Teenager. In «Seventeen» wimmert sie fast, singt von der Angst vor allem, und der billige Instantbeat, die undeutliche Orgel und die quäkend fremden Oboen verschärfen die Erinnerung. In «Francis» schaut sie, eine Oktave tiefer singend, mit beinahe gnadenloser Strenge einem Absturz von der Jeunesse dorée ins heulende Elend zu. Synthetische Stimmen kichern, ein übersteuerter Subbass schlägt tief ein, und Streicher bibbern paranoid, bevor sie die Tonlagen tauschen und einem richtig mulmig wird. In «Orange Tic Tac» wiederum erinnern eine leiernde Bluesgitarre und eine traurig gedimmte Orgel an einen Beat des Rappers RZA – bis die Stimme in einen wunderbar geschmeidigen Popchorus abbiegt.

Permanente Verunsicherung

Mitkomponiert und -produziert hat das Album erneut Mense Reents, der als Keyboarder der Goldenen Zitronen auch ein gestandener Dramafuchs ist. Anderthalb Jahre haben er und Kennedy an «Monsters» gearbeitet, und so lässig, wie sie zuvor die Genres verschoben haben, so sorgfältig widmen sie sich hier der Mikroebene, der musikalischen Textur. All die wunderschönen Ornamente, fragwürdigen Sounds und komischen Kombinationen von Sounds allein sind beeindruckend. Dabei fällt das Album nicht gesamthaft düster aus. Es liegt vielmehr eine permanente Verunsicherung in der Luft, die auch harmonische Lichtblicke sofort anzweifelt: «Du bist überall / Ich bin nicht wirklich hier» singt Kennedy über einen Verstorbenen.

Wie auf dem Debüt taucht die halb vergessene Heimat Baltimore auf, und während dort ein Dialog mit dem Grossvater ins Album führte, begleitet uns nun, im sphärisch-psychedelischen «Dragged Myself into the Sun», ihre Grossmutter hinaus. «Wichtig ist, dass du dir sicher bist voranzukommen», hört man ihre kraklige Telefonstimme: ein «Kopf hoch» aus dem Jenseits.



Sophia Kennedy: «Monsters». City Slang/Rough Trade. 2021.

REBELLINENRÄTSEL



Die Ausnahmemusikerin

Ihre Finger fliegen über die Tasten; in einem unglaublichen Tempo spielt die Frau am Flügel Chopins «Minutenwalzer». Nach etwa dreissig Sekunden wechselt sie in einen jazzigen Rhythmus; Kontrabass und Schlagzeug stimmen ein – nun geht es gemeinsam groovig weiter. «Jazzing up the classics» – das war der Stil, den die Pianistin zwar nicht selber erfunden hatte, den sie jedoch perfektionierte wie keine andere und mit dem sie Mitte der vierziger Jahre zu einer der bekanntesten und bestbezahlten afroamerikanischen Musikerinnen der USA wurde.

Geboren wurde das Wunderkind 1920 auf Trinidad. Mit ihrer Mutter, einer Pianistin, zog sie mit vier nach Harlem; als sie acht war, spielte sie an der Juilliard-Musikschule vor, an der das Mindestalter sechzehn war. Doch das Mädchen überzeugte mit Sergei Rachmaninows Präludium in cis-Moll. Von da an ging es schnell: erste Konzerte als Schülerin, Engagement am Broadway, eigene Radioshow. Der grosse Durchbruch gelang ihr mit einem Auftritt im «Café Society», dem ersten Club in den

USA, in dem Schwarze und Weisse gemeinsam auftraten und im Publikum sassen. Dies machte sie fortan zur Bedingung für einen Auftritt: «Warum sollte jemand mich, eine Schwarze, hören kommen und sich weigern, neben jemandem wie mir zu sitzen?»

Anfang der 1940er Jahre folgte sie dem Ruf nach Hollywood. Beim fünften Film aber streifte sie, weil die Schwarzen Darstellerinnen, die ihre Männer in den Krieg verabschiedeten, schmutzige Schürzen hätten tragen sollen. Sie setzte sich durch – die Frauen tragen im Film nun farbige Kleider –, ihre Filmkarriere aber war beendet. Zurück in New York, erhielt sie 1950 als erste Schwarze eine eigene TV-Show. Trotz grosser Beliebtheit wurde die Show abgesetzt, nachdem ihr Name auf der schwarzen Liste des Kommunistenjägers Joe McCarthy gelandet war. Sie zog mit ihrem Sohn nach Paris, nahm dort Platten auf, gab Konzerte und protestierte mit James Baldwin gegen den Rassismus in den USA. Zurück in der Heimat, starb sie 1981 an Krebs und geriet in Vergessenheit.

Wer war die Ausnahmemusikerin, die mit dem ersten Afroamerikaner, der für New York in den Kongress gewählt wurde, verheiratet war und mit dem sie – mehr als ein halbes Jahrhundert vor den Obamas – das berühmteste Schwarze Paar der USA bildete?

SILVIA SÜESS

Die Auflösung finden Sie auf Seite 27.

TIPP DER WOCHE

Komische Vögel?

FOTO: ARCHIV F+F SCHULE, STADTARCHIV ZÜRICH



Lernen als lebenslanger kreativer Austausch – so versteht die Kunst- und Gestaltungsschule F+F ihren Auftrag. Aktuell feiert sie ihr fünfzigjähriges Bestehen: mit der Diplomausstellung und mit Veranstaltungen in der Kunsthalle Zürich vom 20. bis 30. Mai und der Online-Erschliessung ihres Archivs, aus dem auch dieses Bild eines Abendkurses mit Architekturstudierenden bei Peter Beck von 1981 stammt. MEI

F+F Diplomausstellung goes Kunsthalle – 50 Jahre F+F in: Zürich Kunsthalle Zürich, Do, 20. Mai, bis So, 30. Mai, www.kunsthallezuerich.ch. Archivmaterialien und Showcase F+F unter www.ff1971.ch.



LITERATUR

Kein romantischer Ort

Laila Lalami: «Die Anderen». Roman. Aus dem Amerikanischen von Michaela Grabinger. Verlag Kein & Aber. Zürich 2021. 432 Seiten. 34 Franken.

Twenty-nine Palms ist der Name einer stauigen Kleinstadt mit einem Stützpunkt des US-Marinecorps mitten in der kalifornischen Mojawewüste. Ein trostloser Ort entlang des Highway 62, an dem die Schilder von Dinern, Cafés und Vergnügungsstätten um die Aufmerksamkeit der TouristInnen auf der Durchreise zum nahen Joshua-Tree-Nationalpark buhlen. Ein Ort, in dem Gewalt wie der omnipräsente Sand in die Seelen der Menschen einsickert und sich mitunter abrupt und verstörend Bahn bricht. Das Setting trifft atmosphärisch ins Herz von Laila Lalamis Roman «Die Anderen», einem vielstimmigen Soundteppich, gewoben aus Familiengeschichten, Kriegstraumata, Rassismus und Identitätssuche. Die Aufklärung des tödlichen Unfalls – oder war es Mord? – von Noras Vater, Driss Guerraoui, zieht sich als roter Faden durch das Geflecht an Stimmen, die mit Ausnahme von Noras Schwester Salma alle in der Ich-Form erzählen.

Zu ihnen gehören nebst Nora und Mutter Maryam auch der tote Driss, der vor vie-

len Jahren mit seiner Familie aus Marokko geflohen ist und den Diner neben Andersons Bowlingbahn am Highway 62 übernommen hat. Oder der Irakveteran Jeremy und seine Schwarze Polizeikollegin Coleman, die den Hintergründen der nächtlichen Fahrerflucht nachgehen. Und Efrain, der mexikanische Familienvater mit unklarem Aufenthaltsstatus, der den davonbrausenden Wagen gesehen hat, sich aber nicht zur Polizei traut. Unaufgeregt und mit Blick für kleine Details orchestriert Lalami, die selber in Marokko aufwuchs und 1992 in die USA immigrierte, die unterschiedlichen Perspektiven der Personen auf- und zueinander. Wie kleine Nadelstiche kommen so frühere wie aktuelle, eigene wie gegenseitige Verletzungen ans Licht.

Fast ist man am Ende erstaunt, wie nach all dem doch noch ein Happy End am Horizont aufscheint. Oder ist es nur die Fata Morgana des amerikanischen Traums, den uns Lalami hier spiegelt – weil auch sie ihn noch nicht aufgegeben hat?

FRANZISKA MEISTER

REKLAME

«Ein starkes Stück Kino, intensiv und glaubwürdig gespielt.» arttv.ch

56. SOKRATISCHER GEMWINNER September 2021

Sarah Spale Matthias Britschgi Lia Wagner

Von Fischen und Menschen

Ein Film von Stefanie Klemm

JETZT IM KINO

FILM COOP